

Das Wort soll glänzen

– Ein Sprachartist auf der Rennbahn des Reims, ein Collagenspieler, der die Angst vor dem leeren Blatt Papier nie kennenlernen musste: ein Besuch bei Ror Wolf zum Achtzigsten. –

Der Ort des schrecklichen Geschehens ist nicht bekannt. Ebenso wenig sind es sein Zeitpunkt und die näheren Umstände. Nicht einmal, was passiert ist, lässt sich genauer sagen. Es muss nicht unbedingt schrecklich gewesen sein. Es kann auch gar nichts passiert sein. Vielleicht hat sich überhaupt nichts zugetragen, jedenfalls nichts Neues. Aber das ist es ja eben, würde Ror Wolf dazu sagen, und dies in einem Tonfall, mit einem Blick, als sei nun alles gesagt.

Jetzt, in seiner Mainzer Wohnung, ist der Blick des Schriftstellers ein wenig müde. Wenige Tage vor seinem achtzigsten Geburtstag spürt er die Anstrengungen der letzten Wochen und Monate. Ein neues Buch ist soeben erschienen, „das letzte seiner Art“, sagt er beiläufig. Aber um welche Art von Büchern handelt es sich überhaupt bei den Werken dieses Autors, der sich immer wieder der Sprache der Enzyklopädien und Konversationslexika bedient, um mit den präzisesten Formulierungen die verwirrendsten Effekte zu erzielen?

Die Vorzüge der Dunkelheit, so lautet der Titel. *Neunundzwanzig Versuche die Welt zu verschlingen* werden im Untertitel des Buches angekündigt. Der Umschlag verheißt einen „Horrorroman“. Und tatsächlich beginnt es mit der Attacke eines Fledermausschwarms, als Nächstes verschwinden Körperteile, und das Gesicht des Ich-Erzählers tropft auf die Tischplatte, es zerfließt wie schmelzende Butter in der Mittagssonne. Dann wächst „etwas Fremdes“ aus ihm heraus, als sei der arme Mensch als Brutkasten benutzt worden, und anschließend bricht der ganze entzündete, schmerzhaft klopfende Körper an mehreren Stellen zugleich auf. Das alles würde mühelos für einen abendfüllenden Gruselschinken reichen. Bei Ror Wolf passiert es auf den ersten zweieinhalb Seiten.

Sie bilden den Ausgangspunkt für die Reise, die nun folgt, keine Welt-, sondern eine Weltenreise. Der in Auflösung befindliche Körper des Erzählers scheint aus dem Zimmerfenster herauszufließen, hinein in die fremde Natur und von dort direkt ins Kaffeehaus. Das mag der Beruhigung des Lesers dienen, hat aber vor allem den Zweck, dort Schreibzeug zu bestellen und die eigene Lage zu schildern.

Und wie ist die Lage? Unhaltbar, aber auszuhalten. Unverändert, aber nicht wiederzuerkennen.

Unergründlich, aber beschreibbar. Ror Wolfs Figuren sind Leidensmänner ohne jedes Schmerzempfinden. Von Kopf bis Fuß ein einziges Sensorium, Beobachter, die alles registrieren, aber nichts fühlen, nichts verspüren außer dem Hauch des Windes auf ihrer wunden Haut und einem leisen Erstaunen angesichts der Beschaffenheit der Welt, in die es sie verschlagen hat. Dabei kennt Ror Wolfs Kosmos die Welt nicht im Singular. Es sind immer mindestens zwei: Innenwelt und Außenwelt, nebeneinander existierend, voneinander unabhängig, aber doch durch den Vorgang einer höchst störanfälligen Kommunikation miteinander verbunden.

Ror Wolfs Figuren sind unsterblich, solange sie leben, und unverwundbar wie Comic-Helden, die sich in Stücke hauen und in Streifen schneiden lassen, um in der nächsten Sekunde ihr sinnloses Treiben unversehrt wiederaufzunehmen. Für ihre frühen Erlebnisse hat Wolf eine Art lyrisches Daumenkino entwickelt: Jede der jeweils zweizeiligen Strophen gleicht einem Bild. Der wichtigste Akteur: Hans Waldmann, dessen Abenteuer Ror Wolf zwischen 1965 und 2006 in vier Lieferungen beschrieben hat. Seinen ersten Auftritt hat er im kürzesten aller Waldmann-Gedichte. Es zeigt den Helden im Prolog des Einzelbildes noch als Standbild im doppelten Sinne:

*hier an diesem abend steht hans waldmann
seine große hand fühlt sich ganz kalt an.*

Dann aber setzt sich Waldmann in Bewegung, und das lyrische Daumenkino beginnt. In dem Gedicht „Ruhe Ruhe“ wird es zum rasant überdrehten Slapstick, reine Bewegungskomik, denn das Gedicht erzählt in 28 zweizeiligen Strophen, also in ebenso vielen Bildern, von nichts anderem als von Hans Waldmanns Sturz in die Tiefe. Waldmann fällt nacheinander in einen Schlitz, einen Schacht, ein Loch, eine Nische, eine Rinne, eine Lücke, einen Krater. Er stürzt weiter in einen Trichter, eine Senke, eine Mulde, einen Graben, eine Kluft, einen Spalt, eine Klamm. Weiter geht's, immer abwärts, hinab ins Gelände, in die Tiefe, ins Tal. Oben auf dem Berggipfel aber steht ein schwarzer Fremder, auf der Violine spielend, bis ihn eine Lawine hinwegfegt:

waldmann lacht und sagt: das ist kein Wunder.

*waldmann: er verlässt die gegend schnell
und bezieht ein anderes hotel.*

Was ist das? Eine Allegorie auf das Leben, frei nach Luthers Übersetzung der Psalmen: Und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es ein einziger Sturz gewesen? Handelt es sich um einen Lobgesang auf ein Stehaufmännchen oder um ein Spottlied auf den schwarzen Spielmann mit namen Tod, dem man immer wieder von der Schippe springen muss, ohne sich darum zu kümmern, wohin der Sprung auch führen mag? Oder ist es reine Sprachspielerei, geboren aus der Lust am Klang der Worte, deren wahre Aufgabe ein anderer Held Ror Wolfs, der ebenso verrückte wie unermüdliche Ratschläger und Enzyklopädist Raoul Tranchirer, unter dem Stichwort „Glanz“ einmal so definiert hat:

Das Wort soll glänzen, der Glanz des Wortes sollte die Welt verzaubern. Wir vergraben das Wort deshalb nicht in einem düsteren Winkel, sondern stellen es so auf, dass es zu leuchten beginnt. Wer ein persönliches Verhältnis zu seinen Worten hat und sie wie seine Freunde liebt, der wird an ihnen viel Freude haben: bei der Verschönerung seines Feierabends und bei der Verbesserung seiner gesamten Verhältnisse.

Man muss die Waldmann-Gedichte laut lesen. Dann sieht man sie besser vor sich. Und man spürt neben der Sprachlust auch die vibrierende Eigendynamik der Worte, die auf der Rennbahn des Reims voranstürmen. „Ich empfinde es ja nicht als Beleidigung, wenn man mich als Sprachmusiker bezeichnet, im Gegenteil“, sagt Ror Wolf und sinkt ein wenig tiefer in seinen Sessel.

Der Rhythmus ist mir wichtig, die Länge der Worte, ihr Klang, das spielt durchaus eine Rolle.

Als wäre die Sprache das Musikinstrument, dem er schließlich den Vorzug gab vor der Trompete und dem Kornett, das er als Jugendlicher erlernen wollte. Gespielt hat er Schlagzeug, mit Freunden damals im thüringischen Saalfeld, wo er nach Kriegsende ein ganzes Jahr allein im Elternhaus lebte, ein Vierzehnjähriger, der Vater in Kriegsgefangenschaft, die Mutter im Gefängnis, nachdem die Sowjets das vom Großvater erbaute Haus beschlagnahmt hatten.

Wir wurden enteignet, meine Mutter wurde verhaftet. Das war in der sowjetischen Besatzungszone nichts Ungewöhnliches. Ein Grund fand sich immer oder wurde erfunden.

Dass er nicht unter die Räder kam, verdankt er wohl auch der Zuehfrau, die nach dem Rechten sah:

Sie hat gekocht und aufgeräumt, mehr nicht. Ich wurde sehr früh selbständig damals und dadurch wohl auch furchtloser und besser vorbereitet auf das, was noch kommen sollte.

Was kam, waren zunächst einmal zwei harte Jahre als Betonarbeiter, nachdem ihm ein Studienplatz verweigert worden war. Dann folgte der Entschluss, künftig unmittelbar zu erleben, was er bis dahin vor allem aus dem Radio kannte: Kunstausstellungen, neue, junge Literatur, die Jazzkeller in Frankfurt. Kurz nach dem Arbeiteraufstand vom 17. Juni 1953 verlässt Richard Wolf die DDR, um in der Bundesrepublik der

Schriftsteller Ror Wolf zu werden.

Zweiundfünfzig Jahre später, als im Jahr 2005 *Raoul Tranchiers Bemerkungen über die Stille* erschien, greift Ror Wolf im Schlusswort des Buches dieses einschneidende Ereignis noch einmal auf, schreibt es allerdings seinem Alter Ego Tranchirer zu, der im Juli des Jahres 1953 aus der Dunkelheit des Anhalter Bahnhofs getreten sein soll: Tranchirer erscheint „mit einer Reisetasche auf dem Bahnhofsgelände und sagt, auf den Fußboden deutend: ‚Der Fußboden ist die Unterlage unserer täglichen Existenz, auf ihm ruht und bewegt sich das ganze Tagesleben.‘“ Dieser Satz, so schrieb Ror Wolf vor sieben Jahren, sei „der Beginn einer radikalen Beschäftigung mit den Geheimnissen der Welt“ gewesen.

Der Fußboden als leere Existenzunterlage, als plane Spielfläche und schwankende Tabula rasa sollte später im verkleinerten Maßstab wiederkehren: in den Pappkartons, auf denen Ror Wolf seine Welten collagiert. Seine Materialbestände waren gewaltig:

Das war Druckgraphik des neunzehnten Jahrhunderts, aus Zeitschriften überwiegend, die ich für wenig Geld überall zusammengekauft habe. Auch das gehört ja schon zum Spiel: das Suchen und Stöbern auf Flohmärkten und in kleinsten Antiquariaten, vor allem in Frankreich und Belgien, denn in Deutschland war zu viel im Krieg verbrannt.

Ror Wolfs Collagen, von denen im Laufe der Jahrzehnte mehr als viertausend entstanden sind, inszenieren die Begegnung des im Geschirr seiner Konventionen gemütlich verharrenden Bürgers mit einer zügellos wuchernden Natur. Oft sind die Proportionen bedrohlich verschoben, dann sind bunte Falter so groß wie Flugzeuge und Quallen größer als Walfische. Das weckt Ängste und Sehnsüchte, denn es verweist auf Größe und Schönheit der belebten Natur: „So soll es sein“, sagt Ror Wolf und nickt zufrieden.

Das ist das Spiel des Collagenklebers, der vor sich eine leere Pappe hat, und das Material, das schon ausgeschnitten ist. Es ist nicht sinnvoll, erst dann etwas auszuschneiden, wenn man es braucht. Man braucht Auswahl, man muss eine große Anzahl von Möglichkeiten vor sich haben. Ich habe eine Pappe, und die ist leer, und dann fange ich an, sie zu bekleben. Dann kann ich mich entscheiden. Auf spielerische Weise.

Kennt Ror Wolf die Angst des Autors vor dem leeren Blatt Papier? Vor dem ersten Satz, vor dem einzig richtigen Schlussakkord?

Nein, diese Probleme habe ich nie gehabt. Ich habe viele Anfänge und viele Schlüsse. Wenn man eine große Anzahl von Anfängen hat, braucht man sich nicht abzumühen. Man wählt aus. Genauso ist es mit den Schlüssen.

Das klingt, als hätte der Autor beim Schreiben sein Material vor sich liegen und müsste es nur noch arrangieren. Sind auch die Bücher Ror Wolfs Collagen?

Selbstverständlich. Nicht alle, aber viele. Aber diese Bücher sind nicht collagiert aus Fremdbeständen, sondern aus meinem eigenen Material, aus den Sätzen, die ich in meinem Leben gesammelt oder notiert habe.

Fünzig Mark betrug die Monatsmiete von Ror Wolfs erstem Zimmer in Frankfurt. Dafür musste er fünfzig Stunden arbeiten, Gelegenheitsarbeiten jeglicher Art verrichten. Das Zimmer war nicht beheizbar, es stand weder ein Tisch noch ein Stuhl darin. Also verbrachte er seine Zeit in anderen Orten, auf Parkbänken, in der Kneipe, im Hörsaal. Dort machte er Beobachtungen, hatte Einfälle, fand Formulierungen. Die wollten notiert sein und mussten nutzbar gemacht werden. So wie seine Collagen von Max Ernst beeinflusst sind, ist das Wolf'sche Ordnungsprinzip von Arno Schmidts Zettelkasten inspiriert. Wolf arbeitet mit einer langen Liste, die mehr als hundert Stichwörter verzeichnet:

Ausblicke, Stadt, Straße, Ausgang, Keller, Wohnzimmer, Gegenstände, Gesten, Bewegungen und so weiter. Wenn ich am Nachbartisch jemanden gesehen habe, der sich auf eine besondere Weise verhielt, dann habe ich das notiert und entsprechend abgelegt. Damit war es auffindbar, also verwendbar.

Arrangieren sich manchmal die Notate von allein im Zettelkasten zu einer Geschichte?

Nein, es kommt auch kaum vor, dass ich die Sätze unverändert zu einer Geschichte montiere. Aber ich kann es mit Zwischentexten und Weglassungen zu etwas bringen, was ich, der Autor, persönlich für eine Geschichte halten kann. Das ist mein Verfahren, an dem und mit dem ich seit nunmehr fast sechzig Jahren arbeite. Das hat sich natürlich langsam entwickelt. Am Anfang stand wohl ein Unwille, traditionellen Erzählmustern zu folgen. Ich habe immer viel gelesen, aber ich wollte nie schreiben wie ein anderer. Ich wollte immer so schreiben wie ich. Und meine Leser machen es mit. Ich schreibe ja nicht für jeden, sondern nur für die, die es mitmachen. Der Leser ist Mitspieler, der Leser ist quasi auch Mitautor.

Ror Wolf hat viele Mitspieler gefunden. Die Verlage *Anabas* und *Schöffling* haben wunderbare Ausgaben gemacht, und in den letzten Jahren ist eine würdige Werkausgabe entstanden. Ror Wolf, der 34 Umzüge in seinem Leben verzeichnet, lebt seit gut zwei Jahrzehnten als freier Schriftsteller in Mainz, tatsächlich frei, weil ihm seine Werke, vor allem die erfolgreichen Hörspiele, finanzielle Unabhängigkeit beschert haben. Kollegen wie Eckhard Henscheid, Brigitte Kronauer und Michael Lentz singen sein Loblied. Dass er den *Büchner-Preis* noch immer nicht bekommen hat, juckt ihn nicht mehr, sollte aber der Akademie schlaflose Nächte bereiten. In den letzten Jahren wurde er viel gelesen, wurde gepriesen und gerühmt. Das ist gut und richtig, und schön ist es auch. Aber seien wir ehrlich: Genug ist das noch lange nicht.

Vor etlichen Jahren war Ror Wolf schwer krank. Hans Waldmann kam ins Krankenhaus:

*Waldmann, er erwacht mit einem Mal
festgeschnallt im städtischen Spital,
etwa neunundsechzig Jahre alt
zugeklebt, vernäht und festgeschnallt
aufgeschlitzt und wieder zugeklebt,
liegt er auf dem Bett. Hans Waldmann lebt.*

Dann folgen dreißig zweizeilige Strophen, in denen Ror Wolf neben Ärzten und Pflegerinnen auch Teile seines literarischen Personals Revue passieren lässt. Am Ende heißt es:

*Heute lebt Hans Waldmann immer noch.
Hier ein Loch und dort ein zweites Loch.
Um sich schließlich gänzlich zu erneuern,
bricht er auf zu neuen Abenteuern.*

Was Ror Wolf in seiner Zeit im Krankenhaus, in Fieberphantasien und Albträumen, unter Schmerzmitteln und in der Einsamkeit langer Nächte begegnet ist, hat er notiert, wie er sein Leben lang alles notiert hat. Manches von diesen Notaten ist in den neuen Roman *Die Vorzüge der Dunkelheit* eingeflossen. Der Untertitel, auch das sagt Ror Wolf eher beiläufig, sei übrigens ironisch zu lesen. Der selbstgewählte Vorname habe ihn immer schon angeregt, einmal einen „Horrorroman“ zu schreiben. Ror Wolf, Collagenspieler, Wortabenteurer, Weltenverschlinger, macht weiter. An diesem Wochenende feiert er seinen achtzigsten Geburtstag.

Hubert Spiegel, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 30.6.2012